

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926**

3.10.1926 (No. 40)

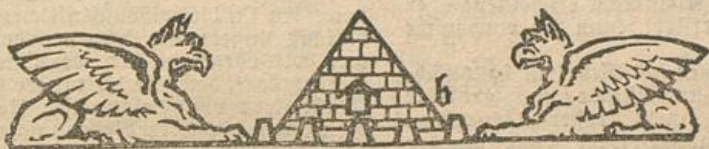
Die

# Pyramide

## Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 40



3. Okt. 1926

Ludwig Zeller / Johann Peter Hebel's  
Hertinger Pfarrtöchterli.

In diesen Tagen stand ich in einem Hause der Birchstraße zu Karlsruhe vor einem eigenartigen Delgemälde. Es ist das Bildnis der Ehefrau des Schopfheimer einstufigen Delans Johann Heinrichs Hirthes: Christina Elisabeth, geb. Schlotterbeck, Tochter des Pfarrers Philipp Jakob Schlotterbeck in Hertingen, bei dem Johann Peter Hebel 1780-88 als Hauslehrer und Vikar gewesen war, seine erste Anleitung für das geistliche Amt erhalten und auch für sein dichterisches Leben unauslöschliche Eindrücke bekommen hat. — Große, dunkle Augen, schwarzes, leicht gelocktes Haar, markante Gesichtszüge sprechen aus dem Bildnis, während der Kopf umrahmt ist von einer großen weißen Spitzenhaube und einer Einfassung des Halses aus gleicher zarter Seide. „Ich bin gerade 12 Jahre alt gewesen, als Hebel in unser Haus kam. Und als er wieder von uns weg ging, bin ich vom Kinde zum Mädchen erwacht. Ich bin jetzt Stamm-Mutter von einer Reihe badischer und württembergischer Familien, aber einstens sah ich mit den andern Geschwistern zu den Füßen des großen Dichters und habe von ihm vieles lernen dürfen. Niemand hat damals gedacht, daß der Herr Vikar ein solch berühmter Mann werden würde. Aber uns Kindern ist es bei ihm so wohl zumute gewesen. Wir haben uns auf jede Stunde von ihm gefreut. Und manches, was er uns gesagt hat, ist uns zeitlebens geblieben. Er hat mitunter herzlich lachen können. Dann ist er wieder ganz still und nachdenklich geworden. Manchmal hat er uns Kinder an der Hand genommen und ganz lange eine Blume in unserem Garten erklärt. Oft ging er mit uns auch zu den Hühnern und den Hasen oder hinten zum Dorfe hinaus den Weisenweg. Da hat er uns immer viel erzählt.“

Nun kam eine kleine Pause, als wollte die liebe Alte nachsinnen, was ihr als Hebel erzählt habe. Da unterbrach ich das Stillschweigen und sagte: „Kannst du mir nicht auch noch etwas von Euch selber erzählen? Ich meine immer, die Schlotterbeck seien doch alte Württemberger. Wie ist denn dein Vater badischer Pfarrer geworden?“ Nun leuchteten die strengen Züge der Frau Elisabeth noch einmal auf. „Das freut mich, wenn ihr auch etwas von Hebels erstem Pfarrherrn wissen wollt. Mein Vater hat oft erzählt, daß seine Vorfahren fast lauter württembergische Pfarrer waren. Mein Großvater aber ist in Tübingen Advokat gewesen, hat aber eine badische Braut gehabt. Diese war die Tochter des Geheimen Rats und Obervogts Daniel Dietrich Scheid in Pforzheim. Und der hat eine Eingabe beim Markgrafen gemacht,

daß der Großvater Hofrat in Karlsruhe werde. So ist es dann gekommen, daß mein Vater in Karlsruhe geboren und Pfarrer in Hertingen geworden ist.“ Mit einem kleinen Lächeln fügte sie noch hinzu: „Bei der Hochzeit meiner Großeltern ist es aber kein nobel hergegangen. Da hat der Markgraf in einem besonderen Schreiben (vom Oktober 1720) selber angeordnet, der Forstknecht möge für die Hochzeit „ein Stück Roth- und ein Stück Schwarzwildpret liefern und 4 Hasen schießen“. Das hat Vater manchmal dem Herrn Vikar Hebel erzählt. Und der hat immer wieder eine Freude daran gehabt.“ — So viel aus einer stillen Zwiegespräche mit der einstigen Pfarrerstochter. — Nur weniges noch aus eigenen Aufzeichnungen über deren Vater, Hebels ersten Pfarrherrn. Dieser gehörte zu denjenigen Stillen im Lande, von denen in ihrer Art ein ganz besonderer Segen ausgehen kann. Seine Ernennung nach Hertingen im Jahre 1755 nahm er nicht leicht, nachdem er vorher im abgelegenen Kleinkens Pfarrer gewesen war. In seinem Dankschreiben an den Markgrafen sagt er, er habe, trotz aller Bedenken, doch den Ruf vernommen: „Gehe, wohin ich dich sende“, bitte aber, diese Veränderung als nicht dauernd (translocationem ad tempus) zu bewilligen. Demnach wurde Schlotterbeck 1763 zum Pfarrer von Theningen ernannt, 1766 aber „aus bewegenden Ursachen“ wieder nach Hertingen zurückberufen. Im gleichen Jahre berichtet der Dekan, er habe ihn (über 1. Corinth 10, 6-13) „erbaulich“ predigen hören und jedes Wort verstanden. Seiner Bitte, nach Joh. Peter Hebel's Weggang wieder einen „Vikar und Hauslehrer“ mit Rücksicht auf sein „angehendes Alter und die sich dabei manchmal äuffernden podagrifischen, asthmatischen u. a. dergl. Umständen mit Bettlagerung verbunden“ zu bekommen, wird im März 1784 durch Sendung des Vikars Bodemer aus Durlach entsprochen. — Am Himmelfahrtsfeste 1786 stirbt Pfarrer Schlotterbeck um 1 Uhr früh an einem „hitzigen Gallenfieber“ und hinterläßt eine Wittib nebst 10 Kindern, wovon nach dem Berichte des Spezialbesonders die 6 jüngsten als noch unerzogene Waisen des tätigen Mitleidens um so mehr würdig seien, als der Vater in seiner langen Dienstzeit nicht weiter, als zu einem sehr mittelmäßigen Einkommen befördert worden sei. Der Spezial fügt seinem Berichte bei, er habe den Pfarrer Schlotterbeck „niemals anders als einen guten Pfarrer in seinem Amte und in seiner Ausführung gekannt“.

Unsere Frau Elisabeth aber ist, 75 Jahre alt, im Jahre 1848 in Ober-eggenen gestorben.

Rudolf Krauß / Schwäbischer Literaturbrief.

Wer einmal versucht hat, in die Seelengeheimnisse der so viele Rätsel aufgebenden Heldengestalt des großen Friedrich einzudringen, wird von diesem Problem so bald nicht wieder loskommen. Auch Bruno Frank hat seinen drei erfolgreichen Romanen „Tage des Königs“ einen neuen Roman „Trend“ (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin) nachfolgen lassen, worin Friedrich der Große den Titelhelden überschattet. Das ist für die technische Einheit des Buches nicht gut, aber wir bekommen dafür so prachtvolle Schilderungen wie die der Kunersdorfer Schlacht vorgelesen. Freiherr

Friedrich von der Trend ist jener gestürzte Günstling des Preußenkönigs, dessen grausame Schicksale durch seine Autobiographie bekannt genug geworden sind. Warum aber in diesem Fall die furchtbare Rache (neunjährige strengste Gefangenschaft in einem Sterkerloch) eines sonst so gerechten Fürsten? Frank hat sich die Motivierung nicht leicht gemacht. Trend liebt Friedrichs schöne Schwester Amalie, die sich ihm hingibt und ihm zeitlebens treu bleibt. Diese dreiste Beschimpfung des Königs Hauses wäre sicherlich ein unzumutbarer Grund zu Haß und Rache gewesen. Der

Dichter faßt die Sache von einer andern Seite an: der König war glücklos und haßte darum das Glück. Doch dann hätte er auch andern als Trend gram sein müssen. Es kommt noch etwas anderes, von Frank nur zart angedeutetes hinzu: die eigenartige Sexualität des Königs. Bei aller Melancholie, die über diesem „Roman eines Günstlings“ gebreitet liegt, ist er doch reich an glänzenden Zeitbildern, zu denen Trends Vetter, der österreichische Pandurenoberrst, nicht wenig beiträgt. Das psychologisch feine und sprachlich ausgereifte Buch wird den Beifall von Publikum und Kritik im selben Maße wie die „Tage des Königs“ finden.

Bei Hans Heinrich Ehrler weiß man nie so recht, in welche Kategorie man seine Werke einreihen soll; sagen wir aber: in das der Poesie schlechtweg, so werden wir kaum schlaggeben. Sein neuestes „Die Reise in die Heimat“ betitelt Buch (bei Kibel und Pustet in München) ist eine Festschrift eigener Art: gewidmet der Vaterstadt des Dichters Tauber-Mergentheim zur Jahrhundertfeier ihres wiedergefundnen Heilbrunnens. Auftrag? Bestellung? Falls etwas derartiges vorlag, hat Ehrler mit seinem künstlerischen Takt das Feinliche der Situation überwunden. Er hat einen Führer durch Mergentheim und dessen Umgebung vornehmsten Gepräges und zugleich ein Stück mit Kindheits Erinnerungen gesättigt Autobiographie daraus gemacht. Das meiste wird freilich den meisten nur als unwesentlicher Kleinram erscheinen; aber wer in der Junge Ehrlers zu reden versteht, kann sich eine solche Stoffliche Wesenlosigkeit schon leisten.

Alfred Auerbach, der uns bisher als Belletrist hauptsächlich schwäbische und nichtschwäbische, humoristische und groteske Kleinkunst besichert hat, ist diesmal mit einem größeren satirischen Roman „Der Prominente“ (Sonnemann-Verlag, Halle an der Saale) hervorgetreten. Allerdings mehr in grotesk karikierender, als rein satirischer Manier schildert er uns, sich dabei einer Art von Telegrammstil bedienend, die ganze Karre der letzten drei Jahrzehnte, exemplifiziert an der Doppelfamilie Mayer-Meier, die zwar einen gemeinsamen Ahnherrn gehabt haben, aber allmählich mit der verschiedenen Schreibart ihres Namens auch in sehr verschiedene Lebensverhältnisse geraten sind. Der vornehmeren Mayer-Linie gehört der „prominente“ August an. Prominent freilich nur als Tagedieb und Taugenichts. Aber die Verworfenheit des Schieber-Zeitalters kommt seiner eigenartigen Begabung entgegen, und er beschließt seine Romanlaufbahn als ruhmvoller Besitzer erstklassiger Vergnügungsorte und Erfinder unerhörter Schaufstellungen. Das alles ist recht unterhaltsam dargestellt. Der Verfasser kennt das Leben, zumal das Theaterleben bis in dessen tiefste Niederungen herab, wobei seine philosophische Einstellung im wesentlichen pessimistischer Natur ist.

Im unmittelbaren Gegensatz zu Auerbachs quackfüßigem Roman stehen die zwei mehr ein zartes lyrisches Gemüt als Erzähler temperament verratenden Geschichten, die Georg Ellenhanz unter dem Titel „Aus den Schalen der Liebe“ zusammengefügt hat (Heilbronn, bei Ernst Kunter). In „Armela von Sternenfels“ ist die bekannte, an die Anfänge des Klosters Maulbronn geknüpft Legende neu geformt, während „Die Liebeswage“ einen freierfundenen Stoff aus dem Gegenwartslieben behandelt. Ludwig Findch hat am 21. März dieses Jahres seinen 50. Geburtstag gefeiert. Die Deutsche Verlags-Anstalt hat zu diesem Anlaß seine dichterischen Werke neu ausgegeben, darunter die Gedichtsammlung „Mutter Erde“ in erweiterter Fassung. Der Abschnitt „Ehe“ ist am stärksten vermehrt und außerdem noch ein „Kinderbuch“ an den Schluß gestellt worden. Hier, wo er von und mit seinem Kindertrüpplein plaudert, und überall sonst ist und bleibt er der herzliche Dichter, der aus natürlicher Empfindung und unverbildetem Gemüt heraus Dinge sagt, die für das ganze Volk bestimmt sind und auch einfachen Menschen Freude bereiten. Wer es sich nicht gönnen darf, die Werke Findchs als Einheiten zu genießen, dem bietet außerdem der Verlag eine Auswahl dar aus allem, was er bis jetzt geschaffen hat. Dieses auch äußerlich reizend aufgemachte Ludwig-Findch-Buch läßt seine vielseitig wirkende Persönlichkeit nach jeder Richtung in Erscheinung treten und führt in sein ferniges und fürniges Wesen besser ein, als es eine langatmige Biographie könnte.

Etwas gleichzeitig, aber aus andern Gründen als sein Altersgenosse und Jugendfreund Findch, hat sich Hermann Hesse von der geschlossenen novellistischen Komposition abgewandt. Ihm ist es mehr und mehr um das Problem seines eigenen Innenlebens zu tun, das ihn mehr reizt, als die schöpferische Leistung, obgleich er auch auf die künstlerische, zumal sprachliche Ausgestaltung seiner Selbstbekenntnisse hohen Wert legt. Die Schilderungen, Skizzen und Stimmungsbilder, die, die zwei letzten Jahrzehnte umfassend, Altes (wie den Hauptinhalt des 1912 erschienenen Buches „Aus Indien“) und Neues darbietend, sich zu einem reichhaltigen „Wilderbuch“ (bei E. Fischer, Berlin) verbunden haben, könnte man als eine besondere Art von Autobiographie bezeichnen. Neuerlich knüpft Hesse an die Landstriche an, in die ihn Wille und Schicksal verschlagen haben: Bodensee, Italien, Indien, Teßin. Aber es kommt dabei viel weniger auf Geographie oder Chronologie an als auf die Seelenzustände des Dichters, in die er uns tiefe Einblicke gewährt. Er gehört ja nicht zu denen, die zum Glück geboren sind. Das Gefühl des Heimatlosen, der Zug zum Unbürgerlichen gelei-

tet ihn durch sein ganzes Leben. So ist sein Wesen stets von geheimen Sehnsüchten erfüllt, und am liebsten schwelgt er in elegischen Erinnerungen. Und doch ringt er sich im stolzen Bewußtsein, was er vor andern voraus hat, immer wieder zu einer positiven Einstellung zum Leben durch. „Immer wird Dornen wiederkehren, immer wieder wird Lust zu Angst, Angst zu Erlösung werden, wird ohne Trauer mich das Lied der Vergänglichkeit auf meinen Wegen begleiten, voll Ja, voll Bereitschaft, voll Hoffnung.“

Den vier Spezialsammlungen der Mörike-Korrespondenz, die neben der großen zweibändigen Gesamtauswahl von Fischer-Krauß und etlichen engeren Auswahlbänden bisher bestanden haben, hat sich nunmehr eine fünfte bedeutende hinzugesellt, die mit Friedrich Theodor Vischer. Dieser ist mit Hermann Kurz, Theodor Storm, Franz von Schwind, Luise Rau der fünfte im Bunde. Wohl mußte man, daß Friedrich Theodors greiser Sohn Robert den Schatz, von dem immerhin schon einiges an die Öffentlichkeit gedrungen war, im Besitze hatte und als ein moderner Fasner vor ihm strenge Wache hielt; man bezweifelte und befürchtete aber auch, ob er je mit dem begonnenen Werke zustande kommen werde. Nun ist es doch geschehen (im Münchener Verlage C. H. Beck), und zwar in durchaus anerkennenswerter Weise mit Erläuterungen und Register und was sonst alles zu einer Ausgabe vonnöten ist, die wissenschaftlichen Wert beansprucht. Ja sogar eine bislang ungedruckte Jugendarbeit Vischers „Ein Traum“ bekommen wir vorgelegt, die, wenn sie auch künstlerisch nicht überbietet werden darf, doch für die innere Entwicklungsgeschichte des Dichters-Aesthetikers von Belang ist. Ueberhaupt ist der Briefwechsel für diesen von größerer Bedeutung als für Mörike, dessen Nachlaß ja schon seit Jahren der literarischen Benutzung offen steht, während der Vischersche noch zum großen Teil unter Verschluss gehalten wird. Vischer, der sich nie darin genug tun konnte, das eigene Ich zu sezieren, stellt auch hier über seine Natur und seinen Charakter, zugleich im Gegensatz zu Mörikes Wesen, tiefbringende Betrachtungen an. Durch das Gemeinschaftliche in ihren Naturen zusammenhängend, wurden sie doch immer wieder durch die Grundverschiedenheit ihres Temperaments in Konflikte getrieben, die zu längeren, einmal (1840-1847) sieben Jahre währenden Unterbrechungen ihrer Korrespondenz führten. Vischer wollte den Freund, von dessen Genie er die allerhöchste Meinung hatte, hartnäckig zu großen Leistungen auch im dynamischen Sinne aufpeitschen, wogegen Mörike, die Grenzen seiner Begabung besser kennend, sein Recht wahrte, so sein und zu bleiben, wie er nun einmal war. Schließlich aber fanden sich die Freunde immer wieder in treuer Kameradschaft zusammen, und Vischer büßte die Irrtümer, in die er über die Leistungsfähigkeit Mörikes verfallen war, durch seine herrliche Grabrede auf den ihm im Tode Vorangegangenen ab.

Karl Justus Obenausers gesammelte Studien „Hölderlin - Novalis“ (bei Eugen Diederichs, Jena) legen von des Verfassers liebe- und verständnisvoller Einfühlungsfähigkeit in die eigenartige Geisteswelt dieser beiden Dichter schönes Zeugnis ab. Insbesondere sucht er uns die Naturreligion Hölderlins, der vom Schicksal dazu bestimmt war, nicht nur das eigene Leiden mit tragischer Tiefe zu empfinden, sondern auch das der ganzen Menschheit mitzutragen, nahezubringen, seine grenzenlose Vergötterung der Elemente zu einem Weltbild zusammenzufassen — ein Weltbild, das letzten Endes den Dichter, der es sich geschaffen, in die Nacht des Wahnsinns gestoßen hat. Es ist viel Neues an dieser Auffassung Obenausers, der seinen Hölderlin kennt und verehrt wie wenige, ohne sich doch zu übertreibendem Werturteil verleiten zu lassen — Neues und Ueberzeugendes. Von der literarhistorischen Schablone abweichend, geht er in Ausdehnung und Darstellung seine eigenen, von ihm selbst sorgsam gezeichneten Wege. Die Novalis-Studien haben ihre Eigenbedeutung und stehen zugleich zu den Hölderlin-Studien in Wechselwirkung.

Wer aber Hölderlin unmittelbar genießen und ihn dabei bis auf den letzten Rest kennen lernen will, der greife zur kritisch-historischen Ausgabe seiner gesammelten Werke im Insel-Verlag, deren Text von Professor Franz Birkner angeleitet, jetzt mit dem letzten der fünf kostbar ausgestatteten Bände zum Abschluß geführt ist. Hier ist alles zusammengetragen, was von Hölderlin sich irgendwie erreichen ließ. Während die vier ersten Bände die den eisernen Bestand jeder Ausgabe bildenden poetischen Schöpfungen nebst den Uebersetzungen und den Briefen des Dichters enthalten, bringt der fünfte neben den Gedichten und Briefen der Spätzeit (d. h. Wahnsinnsperiode), Ergänzungen und Nachträge aller Art, die von außerordentlichem Sammlerfleiß und Vermögen kritischer Sichtung zeugen, und schließlich noch als Anhang die an Hölderlin gerichteten Briefe, soweit sie sich erhalten haben, darunter als Glanzstücke die vor wenigen Jahren aufgefundenen seiner Diotima (Suzette Gontard). Durch diese erschöpfende Ausbeutung des gesamten auf Hölderlin bezüglichen Materials ist der fünfte Band ohnehin zu so stattlichem Umfang gediehen, daß der kritische Apparat nicht mehr, wie ursprünglich geplant, darin Platz finden konnte. Er bleibt einem Supplementband vorbehalten, der mehr für die Wissenschaftler als für das Hölderlin begeisterte Laien-Publikum bestimmt ist.

## Lupus / Schülerreise nach Schweden.

II.

10. August. Am nächsten Morgen regnet es. Um 9.30 Uhr marschieren wir mit Blasen an den Füßen weiter. Der Regen ist angenehmer als die Hitze. Mittags treffen wir in einem Dorf einen deutsch sprechenden, sehr freundlichen Menschen, der uns mitteilt, nicht weit von hier, in Skagerholm sei ein Gut, das einem Deutschbörre gehört, und auf dem wir übernachten könnten. Es gibt auf den Wegen ungeheuer viel Himbeeren und Preiselbeeren, für die sich die Eingeborenen gar nicht interessieren. Die Landschaft ähnelt ziemlich dem Schwarzwald, nur daß es neben den Tannen auch prachtvolle Birkenwälder gibt. Auf der Landstraße führen oft Autos vorbei, die uns freundlicherweise die Rückfährte weiterbeförderten und teilweise sogar uns selbst. Auf dem Weg nach Skagerholm gab es einen furchtbaren Platzregen, der uns völlig durchnäßte. Trotzdem war er wegen der starken Hitze angenehm. Endlich kamen wir auf das Gut. Wir wurden glänzend aufgenommen und zunächst reichlich mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Der Saie liebt darüber hinweg; warum auch nicht? Kaffee und Kuchen ist doch nichts so Besonderes. Für den Spießer, der zu Hause sitzt, natürlich nicht. Wenn man sich aber taazelang redlich von Knadebröb und Selbstgekochtem nährt, weiß man das zu würdigen. Nachher ging es gleich zum Baden im Skagersee. Dann wurde zur allgemeinen Befreiung von unserm Gruppenarzt P. die Blasenoperation vorgenommen. — Ein feuchtes Abendessen verschönte den Tag. Am Abend wurden unter der Linde vor dem Herrenhaus Landsknechtlieder gesungen und einige kleine Sachen aufgeführt. Dann suchten wir unser Nachtquartier im Heuschöber auf.

11.—13. August. Am Morgen, reichlich spät, geht unsere Reise weiter. Vorher werden noch verschiedene photographische Aufnahmen gemacht. Es geht durch Wälder, an deren Rand Preiselbeeren und Himbeeren locken. Die Hitze ist groß. Nach langem Marsch endlich ein Dorf. Wir werfen unsere Rucksäcke ab, rasten erst höchst am staubigen Straßenrand. Unterdessen frisst ein hungriges Pferd mit Gemütsruhe an einem Brotlaib, der auf einen Rucksack geschmalt ist. Ein Bauer verlangt Geld für eine Scheune zum Übernachten; das können wir uns nicht leisten und ziehen weiter. Entlang dem Skagersee bis zum Dorfe Parbo. Dort gibt es Unterkunft in einer Scheune, wir können sogar am Herd eines Bauernhauses kochen. Abends wird das mit großem Zeitaufwand bereitete Essen mit Heißhunger verzehrt. — Der nächste Tag wird dem Ausruhen gewidmet. Man hatte es dringend nötig. Manche humpelten schrecklich daher auf ihren mit Blasen bedeckten Füßen. Das war wunderbar unten am Skagersee. Viel Sand, Sonne, Wasser, Wellen. Die Sonne brannte auf den heißen, weißen Sand; man legte sich hin, räfelte sich, blühte hinaus auf die Wellen und auf das ferne Ufer und von Zeit zu Zeit ins Wasser. Mittags wurde dann allgemeines Sammeln von Heidel- und Himbeeren angeordnet. Jede Gruppe für sich. Eifrig zogen alle in den Wald und kamen abends mit vollen Pötkten zurück. Mit viel Zucker wurde das Obst gekocht und dazu sollte es Pfannkuchen geben. Aber das war der größte Reinfall in den Annalen unserer Kochkunst: es kam eine dicke, süße Mehlsuppe dabei heraus, die jedoch, mit genügend Obst gemischt, genießbar war. Um neun Uhr aßen wir zu Abend. Man hatte ein merkwürdiges Gefühl im Magen nach dieser etwas seltsamen Speise. Das Geschirr wurde unten am Strand mit Sand und Wasser notdürftig gesäubert und dann ging's „ins Bett“. Da Dr. A. Füße sich in einem recht bedenklichen Zustand befanden, wurde noch ein Ausruhetag angeordnet. Das schadete nichts, denn es war am See so schön, daß keine Verunpflanzungsgefahr bestand. Das ist ein wunderbares Weltgefühl, in der Sonne zu liegen, Blau über sich, Wassergeschmack und das gleichmäßige Branden der Wellen an Felsstücken um sich, Schauen in Sommerjünglingsgesichtern in der Luft. Da, in diesem Befreitsein von allem Menschlichen, fühlt sich die Seele ganz wunschlos wohl, sie gleitet um Jahrtausende zurück in die Zeit, wo der Mensch nur Natur war, ein Bruder, ein Kind der Natur und zufrieden mit ihr. Das Zeitgefühl schwindet. Der Lauf der Stunden wird nur am Wechsel der Tageszeit deutlich. Wie erholend ist das für uns, die Menschen der Stadt und des Daseinsgetriebes, befreit zu sein von der Uhr, sich keine Gedanken und Ueberlegungen machen zu müssen über die Einteilung der Stunden.

14. August. Weitermarsch! Wald und Landstraße wechseln eintönig. Endlich ein größeres Dorf: Nyssund. Man kauft sich allerlei, denn es bietet sich dazu selten Gelegenheit. Nämlich außerhalb des Dorfes liegt die seltsame Kirche des Orts. Ganz aus dunkelbraunen, verwitterten Holzschindeln, klein wie ein Tier in der Landschaft geduckt. Sie möchte mich an die rätischen Kirchen sein, die ich im Winter gesehen habe, erinnern, etwa an Sertig, nur düsterer, strenger. Eine Verkörperung des lutherischen Glaubens, eine Verkörperung der Schlichtheit des nordischen Volkscharakters. Das Reizvolle liegt hier in dem außerhalb des Zeitraums Befindlichen, in dem organischen Herauskommensein aus der Landschaft. — Die Landschaft geht ganz ins Schwarzwaldmäßige über, Tannen zu beiden Seiten des Wegs. Gedanken, fröhlich wie selten auf der Fahrt, ergreifen mich, ich denke an zu Hause, an Wanderungen, an das baldige Ende der Schulzeit, kurz an alles, was Freude macht. Es ist eine Sehnsucht, alles Fröhliche

zu denken. Ein hübsches Dörfchen kommt, Deaernfors, die rotweißen, zierlichen, sauberen Häuser liegen in der Sonne wie aus einer Spielzeugschachtel aufgestellt. Bei Deaernfors wollten wir auf einem großen Gut unterkommen. Aus irrend welchen dunkeln Gründen war ein Unterkommen unmöglich; wir wurden telefonisch auf dem nächstgelegenen Gute angemeldet und zogen noch eine Strecke weiter. Die schwedischen Güter bestehen meistens aus einem Komplex von acht bis zehn Holzhäusern, einem Herrenhaus, meist aus Stein; dazu kommen ausgedehnte, mit Holzzaun (wie in der Schweiz) umgebene Weidestellen mit vielen Röhren und Wald mit Preiselbeeren. Auf dem Gute Quantorp wurden wir aufgenommen; die Haushälterin sprach englisch, also gute Verständigung möglich. Quantorp liegt an einem wundervollen See. Tiefblau liegt er da in der Sonne wie ein Schweizersee. Greifbar nah das jenseitige Ufer mit seinen vereinzelt, blinkend roten Dächern, etwa wie das Schweizerufer des Untersees. Durch den engen Raum, den zwei in den See vorspringende Landnasen lassen, blickt man auf ein ferne Ufer, das unwirklich seltsam sich in ruhigen, blauschwarzen Farben dehnt. Und darüber leuchtet ein blauer Himmel wie eine Widerspiegelung des Sees, nur bedeckt mit weißen Wolkenschafen wie auf Hodlers herrlichem Bild vom Zürichsee. Dann sinkt die Sonne. Von Augenblick zu Augenblick wechseln die Farben, Symphonien der Pracht, die Augen können sie nicht voll erschauen, das Hirn sie nicht erfassen, und der sprechende Mund laßt nur Kinderstammeln aller Schönheit. Stahlblau, grau, grün, schwarz wird der See, die dunkeln Tannen des Ufers sind hellrot umleuchtet. Und nachdem dann alles in dunkle, gleichförmige Nacht gesunken ist, da leuchtet die Schönheit in der Seele nach, wie der Himmel nach dem Untergang der Sonne. Mit einem seltsamen Gefühl der Erregung steige ich auf den Heuschöber und am andern Morgen ist alles natürlicher denn je.

15.—16. August. Schon früh klimmert lähmende Hitze in der Luft. Es wird beschlossen, den heißen Tag am See zu verbringen und eine Nachtwanderung zu unternehmen. Moras gibt es Ei, Kakao und Butterbrot. Es läßt sich schon so leben. Wir baden, doch der schöne See ist sehr kalt und das Wasser schlammig. So geht es mit allem, so ist die Welt. Betrachte sie von der hohen Warte der Ueberweltlichkeit und sie schillert und blinkt in herrlichen Farben, und wenn du dich in Bonnetammeln in sie stürzt und den Ueberblick verloren hast, dann ist sie kalt, eckig, von Schlamm und man verlasse sie gerne. Gegen 7 Uhr abends schaffen wir die Rucksäcke an die Straße und wenn ein Auto vorüberkommt, brüllen wir alle: „stop your car“. Manche fahren mit dünnem Gesichtern vorüber, andere gehen ins Garu und dürfen unsere Rucksäcke nach Karlskoga befördern. Um acht Uhr beginnt die mit romantischem Schauen erwünschte Nachtwanderung. Aber sie wird, wie alle Romantik, wenn sie mit der Wirklichkeit in Berührung tritt, mit einem Realismus enden. In Karlskoga finden wir unser Gepäck vor einem Restaurant guten Stils. Die andern, die mit dem Auto vorausgefahren sind, sitzen drin und „rasten“ (Nachtwanderung!) Wir essen im Gasthaus zu Abend, nicht ohne gastronomische Ueberraschungen. Es albt süß eingemachte Heringe, Butter, Käse, allerlei, meist süßes Brot, Eier und Kaffee. Mit saurer Miene verzehrt man die süße Mahlzeit und um 10 Uhr wandern wir mit dem Rucksack weiter. Ananas gleichmäßiger feiner Marschschritt, Singen von Deutschlandlied und allerlei Landsknechtliedern. Aber allmählich löst sich die Ordnung mehr und mehr. Die Nacht hat um die brave Landschaft den Schleier des Seltsamen gelegt. Die Häuser erscheinen merkwürdig feierlich im flackernden Sternenschein, ein Telearavenmast starrt einsam aus dem Feld, der Weg ist holprig. Rubin ist geworden aus dem Hodler des sonnigen Tages. Vor uns liegt ein Hohlweg, durch den wir gehen müssen. Er liegt seltsam da im Zwielicht der Nacht. Da habe ich ein visionäres Erleben: Ich fühle, daß in diesem Hohlweg der Tod lauert für uns alle und daß wir von ihm unwiderstehlich angezogen werden. Ich fühle es immer stärker, furchtbarer, ich möchte rufen, daß alle stehen bleiben sollen, und doch trotzte ich gleichmäßig, stumpfsinnig mit den andern vorwärts, dem Verderben zu. So ist es im Traum, wenn man mit rasender Geschwindigkeit durch den leeren Raum fällt und kann nichts tun, bis man dumpf auf die Erde stürzt und aufwacht. Ich glaube an den Untergang, gleichviel woher er kommt. Wir kommen dem Hohlweg näher, wir befinden uns in ihm, die Angst schwindet. Dann wird alles wieder ganz natürlich tiefe aber gleichmäßige Nacht. Und ich war trotz des Ent rinnens enttäuscht. So löst sich schließlich fast immer das Geheimnisvolle, das Vorahnen des gewöhnlichen Menschen. Es gibt Tage, vielleicht, auch nur Stunden oder Minuten, wo der Mensch durch irrend welche seltsamen Einflüsse in sich selbst und um sich (Witterung vor allem) das Gewöhnliche seltsam aufkocht und es „überfunkelt“, man könnte vielleicht sagen, es poetisch oder expressionistisch aufkocht. — Es war gegen zwei oder drei Uhr und war empfindlich kalt geworden. Wir kamen an einen freien, von Wald umgebenen Platz, wo sich drei Föhren mit kahlen Stämmen vom Nachthimmel abhoben. Müde und durchwacht legten wir uns an den Waldbrand, nachdem wir so viel als möglich angezogen hatten, um nicht zu frieren. Trotz der immer noch großen Kälte schlief ich ein. Als ich erwachte, sah der größte Teil der Wandergenossen schon um ein inzwischen ausgezündetes Feuer, um sich zu wärmen. Es war

aber nicht sehr angenehm, auf der einen Seite war man furchtbar heiß, wurde gebraten und vom Rauch belästigt. Auf der andern Seite wehte einem die kalte Morgenluft an. Dann ging die Sonne auf, der Himmel erstrahlte in allen Farben und die Föhren sahen jetzt ganz seltsam aus. Um 6 Uhr ungefähr brachen wir auf, die Sonne machte uns schnell munter. Wir kamen zu einem Fluß (Svartefven) in die Nähe eines Gutes. Da es noch zu früh war, legten wir uns ins Gras und schliefen. Trotz der Müdigkeit hatte es für mich etwas furchtbar Unangenehmes, im hellen Sonnenschein zu schlafen. Zum Mittagessen im Freien aß es Siedkartoffeln und Radieschen. Abends Brot, Butter, Tee und Milch. Die Gutsbesitzer waren alle sehr freundlich. Die Söhne waren Studenten und sprachen daher auch etwas deutsch. Am Nachmittag konnten wir im Garten Johannisbeeren in beliebigen Mengen essen, was uns nach der eintönigen Kost sehr gut tat. Unser Nachtlager war vielleicht das beste der ganzen Fahrt außer in den Städten. Wir hatten teilweise sogar nette Zimmer mit Betten in den Gebäuden des Gutes. Noch selten habe ich so gut geschlafen als nach diesem Nachmarsch in Karlsdal.

17.—18. August. Am Montag machten wir den Marsch mit etwas mehr Freudigkeit als sonst, denn am nächsten Tag fuhren wir zur Abwechslung und Wegerparnis mit der Eisenbahn. Morgens wurden wir, nachdem wir unsern Gastgebern noch Landesknechtlieder gesungen hatten, in Motorboot und Kähnen übergesetzt und von den Söhnen noch ein Stück Wegs begleitet. Später kamen wir durch eines der winzigen, dort üblichen Dörfer, dessen Namen ich nicht mehr weiß (wahrscheinlich auch nie gewußt habe), versorgten uns mit Lebensmitteln und zogen weiter zum Rickersee, wo wir rasteten und viel Butterbrot, Sonne und Ruhe genossen. Vor tollem Durst tranken wir sogar Seewasser, das ganz genießbar war. Dann ging's wieder weiter zu dem Gut eines gewissen Larsson, wo wir telephonisch angemeldet waren. Auf dem Weg dorthin kam St. mit dem Auto angefahren: Er war auf der Wiese schlafend liegengeblieben und hatte unsern Ausbruch nicht bemerkt. Plötzlich war er von Gelächter erweckt und sah, daß Kinder um ihn herumtanzten, die erschreckt flohen, als er sich erhob. Er hielt dann ein Auto an und fuhr uns nach. Das ist doch das echte Erlebnis eines Deutschen, eines deutschen Dichters, wie man es sich symbolischer nicht erdichten kann. St. war mir durch dieses Erlebnis sympathischer geworden. Bei Larsson empfing uns ein schön gedeckter Tisch mit Milch und Wecken. Unten auf einer feuchten Wiese wurde dann abgekocht. Es dauerte so lang wie noch nie. Um neun Uhr hatten wir endlich unsern Essen. Es war kalt und ungemütlich geworden, und wir mußten noch eine ziemliche Strecke zurücklegen bis zu unserer Schlasschänke bei Nora, die uns nur ungewiß bezeichnet worden war. Endlich entdeckten wir sie doch und krochen schleunigst hinein. Die Wäsche am anderen Morgen war, wie diese Wäschchen meistens, mit Schwierigkeiten verknüpft. In einem Pferdehalm konnten wir uns waschen, durften aber keine Seife gebrauchen. Ohne offizielles Frühstück marschierten wir durch Nora, eine der wenigen Städte oder großen Dörfer, die wir in Schweden antrafen. Um 9½ Uhr fuhren wir am Bahnhof in Nora ab. Die Eisenbahnwagen sind schön, sauber und breit und haben einen sehr leichten Gang. Deutschland blamierte sich in uns durch das andauernde öffentliche Essen im Zua. Das Herausziehen von Knäkebröds und das Bestreichen mit Butter wirkte so recht wandervogelhaft. Im Dorfe Ervalla hatten wir einen Aufenthalt von einer Stunde. Eisenbahnknotenpunkt à la Graben-Mendorf, bemerkte einer richtig. Dann geht es über Arboga nach Eskilstuna; in Arboga steigen einige aus, um die dorthin bestellte Post abzuholen. Eskilstuna ist eine ziemlich große Industriestadt mit netten Parkanlagen und Fluß (oder Kanal). Wir wurden uns selbst überlassen; nur zwei mußten die am Marktplatz niedergelegten Kucksäcke bewachen. Wir ändern hummeln durch die Stadt. Das tut wohl nach langer Zeit der Landschaft. Ich kaufe mir Schokolade und Gutsel. Dann besorgen wir uns Knäkebröds, Butter und Wurst und setzen uns auf die Bänke in den Anlagen und verzehren es. Es wurde uns nachher gesagt, man habe uns in Eskilstuna überall als Deutsche erkannt wegen der braunen Gesichtsfarbe. Mittags erscheint am Marktplatz ein Autobus, der uns zu unserm Quartier in der Nähe von Eskilstuna, zu dem K.F.M. (Verein christlicher junger Männer) bringen soll. Die Autofahrt ist ziemlich beschwerlich, schmale, schlechte Wege, viele Kurven und manchmal steil bergauf. Endlich bei dem Hospiz christlicher junger Männer angelangt, sind wir erstaunt über die Freundlichkeit, mit der wir aufgenommen werden. Der Sekretär, ein ziemlich blaffer junger Mensch, mit jugender, seltsamer Stimme begrüßte uns. Wir bekommen Kaffee und gehen dann hinunter an den See (zum erstenmal der Mälarsee). Dann zeit man uns die Standzelle, in denen wir übernachten, sie sehen hübsch aus in der Sonne, weiß mit den blau-gelben Fähnchen. Endlich am Abend kommen die andern aus Arboga mit der Post. Ich habe bis ein Uhr im Belt beim Licht einer Taschenlampe meine Briefe gelesen. Wir wohnen dem Abendgebet der Schweden bei, der Sekretär spricht mit schwingender, melodischer Stimme die Gebete, dann wird gesungen und im Saal spielt jemand Harmonium. Es macht einen ergreifenden Eindruck, dieses Harmonium mitten in den Wäldern, zwischen Birken und Tannen.

19.—20. August. Am andern Mittag marschierten wir weiter nach Thorsålla. Dort Besichtigung der Fabrik (Blechwerke) der alten, um das Jahr 1000 gebauten Kirche, der schönen Parkanlagen mit dem von Deutschen gestifteten Vinnedenkmal.

Dann ging der Weg wieder endlos in drückender Hitze auf Landstraßen und über Stoppelfelder. Wir wollten am andern Tag nach Strenånäs, hörte ich zufällig, ohne zu ahnen, wie wichtig das für mich werden sollte. Am Abend wollten wir nach Sundby kommen, wo wir auf einem schönen Gut übernachten konnten. Aber um 7 Uhr abends waren wir noch nicht dort. Da wurde ich müde und setzte mich an den Wegrand, um ein wenig zu verschlafen. Auch F., der Nasenbluten hatte, blieb zurück. Die andern sollten die bekannten Pfeile auf den Weg malen, wenn er sich verzweigte. Wir, F. und ich, saßen an der Wiese und sahen die andern verschwinden. Nach etwa einer Viertelstunde brachen wir auch auf. Wir kamen an eine Weggabelung, aber zu unserm Schrecken war kein Pfeil da, so viel wir auch suchten. Was tun? Lange berieten wir, riefen. Keine Antwort. Da sahen wir Autobusspuren, die auf dem einen Weg hinliefen; das mußte der richtige sein. Also los. Bald kamen wir an ein Dorf und atmeten auf. Das mußte Sundby sein. Es dämmerte. Wir gingen durch die Straßen des kleinen Dorfes und horchten. Alles war still, schweigend und tot reichten sich die kleinen weißen Häuser an der Straße, auf dem Weg war kaum ein Mensch zu sehen. Wir piffen den Gruppenpiff, den Freundschaftspiff, das Deutschlandlied, keine Antwort. Wir schauten in die Scheunen: alles leer und verschlossen. Da kam uns ein Gedanke. Sie mußten am Mälarsee sein. Durch einen kleinen Wald getrennt, lag unterhalb des Dorfes eine kleine Bucht des Mälarsees. Wir glaubten uns in ein Märchen versetzt als wir unten ankamen. In hellrotem Licht und wunderbarem Glanz lag in letzter Abenddämmerung die Bucht, leuchtend und brennend wie ein riesiges Feuer. Aber alles war leer. Wir standen um zu lauschen, ob sie vielleicht badeten. Aber kein Laut, keine Antwort auf unsere Rufe. Mit herrlicher Ruhe und Gleichmäßigkeit plätscherten die Wellen an den Sand, die Sonne war untergegangen, fast schwarz lag die Nacht. Allmählich wurde uns die Sache ungemütlich. Wo waren die andern? Wo sollten wir hingehen? Wo übernachten? Im Dorf versuchten wir ein letztes. Wir fragten zwei Bauern, ob sie niemand gesehen hätten, d. h. wir fragten nicht, sondern stammelten einige schwedische Worte und machten Zeichen. Es war niemand da gewesen. Jetzt wurde uns eines klar: wir mußten den andern auf jeden Fall zuvorkommen, um sie zu erwarten und zwar an dem Ort, wo sie hinkommen mußten, in Strenånäs, wo sich der Hafen befand und von wo die Schiffe nach Stockholm fuhren. Wir fragten die Bauern: wo geht der Weg nach Strenånäs? Sie wiesen in gerader Richtung. Wie weit? 30 Kilometer. Also los. Wir gingen bis 10 Uhr, dann wurden wir müde, und da kein Dorf kam, mußten wir uns in der Wiese ein Bett suchen. Wir fanden es hinter einem haushohen Heuberg, aus dem wir einige Fähenkel trübten Gedanken schliefen wir ein. Unangenehm war das Erwachen am andern Morgen, denn all das Erlebte des verraagenden Tages tritt beim Aufwachen häßlicher und wüster an einen heran als es in Wirklichkeit ist. Man glaubt sich vor einem unüberwindlichen Berg, und nach kurzem sieht man, daß es nur ein Hügel ist. So ging es uns. Wir hinterließen zwei Kettel, die wir an Telegraphenstangen möglichst sichtbar befestigten, des Inhalts, daß wir nach Strenånäs vorausgegangen seien und die andern am Hafen erwarteten. Dann ging es bei heilem Wetter fröhlich drauf los. Bei dem Dorfe Björnsund kamen wir an einen kleinen Fluß, der uns den Weitemarsch verirrte. Aber da gerade eine große Fähre kam, ließen wir uns für 10 Ore übersetzen und marschierten weiter. In Edeby kaufte ich ein Pfund Zucker und Schokolade, denn wir hatten nur Knäkebröds bei uns. Allmählich wurde es mittag und die Sonne brannte heißer und heißer. Die Kucksäcke waren naßgeschwitzt und ein untröstlicher Durst stellte sich ein. Brunnen waren an der Landstraße, wie überall in Schweden, selten und wenn welche kamen, so schmeckte das Wasser stark nach Erde und Schlamm. Wir gingen, als ein einzeln stehender Bauernhof in Sicht kam, darauf zu und fragten die Bauernklante, die auf ihrer Veranda Kaffee tranken, um Milch. Man gab uns freundlich und reichlich und als wir nach dem Preis fragten, schüttelten sie den Kopf. Dann zogen wir weiter, unermüdet die eintönige Landstraße. Sie und da kamen Apfelbäume und wir hoben die herabgefallenen Äpfel auf. Sie waren sauer und schlecht, aber wir waren nicht verwöhnt. Wir kamen durch viele Dörfer, die auf by endigten, wie Åsby, Husby usw. Dann kam Wald und zu unserer großen Freude tauchte hinter dem Wald eine Kirchturmspitze auf: der Dom von Strenånäs. Wir wußten allerdings nicht, daß es trotzdem noch eine Stunde Wegs bis Strenånäs war. Auf den Feldern, an denen wir jetzt vorüber kamen, übten schwedische Truppen. Alle in Stahlhelmen. Zeitweise trafen wir auch Pionierkolonnen oder ein schwedisches Offizier sprengte vorüber. Nach einer kurzen Rast im Wald kamen wir nach Strenånäs. In dem Café, wo wir Milch tranken, bedauerte uns die Kellnerin aufrichtig, mit einem Blick auf die schweren Tornister und unter unverständlichen Worten. Uebri-gens hat es einen Tag später ganz Strenånäs gewußt, daß zwei Deutsche hier wären, durch die Kellnerin. Das erfuhren wir erst später. Es mochte vier Uhr gewesen sein, da gingen wir an den Hafen, obwohl wir überzeugt waren, daß niemand von den Unfern dort wäre: kein Mensch. Aus Langeweile blieben wir am Hafen stehen. Ein Dampfer kam von Stockholm an, wurde schnell ausgeladen und fuhr weiter. Kaum war er weg, kamen Autos und Karren und holten die ausgeladenen Frachttäuter.

(Fortsetzung folgt.)